



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte**

**Kugler, Franz**

**Stuttgart, 1854**

Pfälzische Studien. November 1853.

[urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1491654](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1491654)

## PFÄLZISCHE STUDIEN.

November 1853.

(Deutsches Kunstblatt 1854, No. 2 ff.)

Der Sommer dieses Jahres brachte mir in der Rheinpfalz ein Paar sonnige Wochen. Ich suchte in den grünen Bergen der Hardt Erholung und Erfrischung, — Studienzwecke hatte die Reise nicht. Doch führten die Tage des dortigen Aufenthaltes Eins und das Andre von künstlerischen Denkmälern dem Auge vorüber, davon man eine Erinnerung zu bewahren, darüber man sich Rechenschaft zu geben hatte; kleine Erfahrungen, die schliesslich doch dem Kapitel der kunsthistorischen „Studien“ einzureihen waren. Nun mahnt mich die Schrift von F. v. Quast über „die romanischen Dome des Mittelrheins zu Mainz, Speier, Worms“, mahnt mich der Aufsatz Schnaase's über diese Schrift, den das deutsche Kunstblatt so eben (No. 45 d. v. J.) gebracht hat, auch meine Notizen den Freunden unsrer Wissenschaft hinzugeben. Ich habe dem Bekannten doch eine oder die andre, vielleicht nicht ganz überflüssige Bemerkung und Schlussfolgerung hinzuzufügen, habe auch auf einiges Wenige, was minder beachtet geblieben, aufmerksam zu machen. Zugleich ist es, was jene drei Dome betrifft, für mich eine Art von Pflicht, in diese Verhandlungen mit einzutreten und auch mein kurzes Votum abzugeben, da mein Handbuch der Kunstgeschichte hierüber bestimmte Ansichten und Vermuthungen gebracht hatte, diese von beiden Freunden mit aufgeführt und nach Umständen bestritten sind, und der geneigte Leser vielleicht fragt, welche Stellung ich jetzt zu der Auffassungsweise, die ich früher vertreten, einzunehmen gedenke.

Mein Aufenthaltsort in jenen Wochen war Dürkheim, am Ausgange des Isenachthales. Eine kleine halbe Stunde thalauf ragen auf mässig hohem Bergrücken die Trümmer von Kloster Limburg empor, der Gegend zur stattlichsten Zierde, den näheren Spaziergängen ein stets willkommenes Ziel. Vor Jahren, als Student, hatte ich es droben wild und verwachsen gefunden; es rastete sich damals schön in dem buschigen Grün, wo nichts als der Ruf eines Falken die Stille störte und die Wolken einsam über die ausgewitterten Zinnen hinzogen. Jetzt hat eine Wirthschaft sich in

die alten Mauern hineingebaut und das Ganze zu einem lustigen Garten eingerichtet, Romantikern vielleicht zum Leide, der Majestät der alten Reste doch nicht zum Schaden. Sie dulden gelassen das lustige Treiben an ihrem Fusse und blicken hinaus in das Thal und das rheinische Land bis zum Odenwalde drüben, wie sie es Jahrhunderte hindurch gethan. Die rheinfränkischen Herzoge hatten hier im frühesten Mittelalter eine mächtige Pfalz, und die Umschau von droben bezeugt es noch heut, dass der Punkt zu einem Herrschersitz geschaffen war. Die Frömmigkeit Kaiser Konrads II. machte aus der Pfalz ein Kloster. Der Grundstein dazu soll im Jahre 1030 gelegt sein; die Weihung der vollendeten Kirche erfolgte im Jahre 1042. Die erhaltenen Reste (mit Ausnahme einiger spätgothischen Theile) gehören bestimmt diesem frühen Bau an. Es war eine Säulenbasilika von kolossalen Verhältnissen. Vom Mittelschiff ist nichts als einige Säulenfragmente erhalten. Der Chor, ein einfaches Quadrat, ohne Absis, erhob sich über einer Krypta, deren Gewölbe fehlen, von deren architektonischen Details aber noch allerlei Reste vorhanden sind. Die Flügel des Querschiffes enthalten Seitenabsiden, hoch und verhältnissmässig schmal, die nach aussen wie halbrunde Erkerthürme vortreten, aber von den Oberfenstern des Querschiffes noch überragt werden. Westwärts war eine eigenthümliche Vorhalle, und den Ecken des Westbaues waren kleine Rundthürme vorgelegt, von deren einem der Sockel noch da ist. Einen erhabenen Eindruck macht der Durchblick durch das Innere des Querschiffes, dessen Mauern bis zur Höhe der krönenden Gesimse stehen; Wandpilaster springen vor, mit Halbkreisbögen die Fenster, die Absiden der Ostwände und schmalere Blendnischen zu deren Seiten überwölbend; die Gesimse sind ganz einfach, nur Platte und schräge Schmiege. Es ist hier eine Kühnheit der Verhältnisse, eine Festigkeit, ein strenger gediegener Ernst, — Eigenschaften, die die volle und zugleich bestimmt bewusste Energie einer jugendlichen Kunst nicht verkennen lassen. Je öfter ich in der Ruine weilte, je stärker und entschiedener wirkte ihre Erscheinung auf mich in diesem Sinne. Von den Säulenresten des Schiffes ist besonders die Basis bemerkenswerth, welche die attische Gliederung in eigenthümlich edler, stark ausladender und fein belebter Profilirung zeigt; die Kapitäle haben die abgerundete Würfelform, hier noch in ziemlich schwerer Behandlung, die glatten Seitenflächen noch in wenig charakteristischer Durchbildung. In der Krypta haben die Säulenbasen ein höheres, straffes Verhältniss; namentlich die Kehle ist hoch und wenig ausladend, die Weise der Profilirung indess auch hier nicht ohne Leben. Die Kapitäle sind klarer als im Schiff, mit schärfer hervorgehobenen Seitenflächen, gearbeitet. Die Eckpfeiler der Krypta haben ein leicht geschwungenes Karnies mit einer Platte darüber zum Deckgliede <sup>1)</sup>. Die Aussenmauern des Querschiffes sind mit einfach profilirten rundbogigen Friesen versehen, von denen zwischen den Fenstern Lissenen bis zur halben Höhe des Baues niederlaufen. Auch die Absiden des Querschiffes haben schlichte Lissenen, mit jener alterthümlichen Basis, welche einfach aus Platte und hoher Schmiege besteht. Ansätze ganz ähnlicher Lissenen, vier an der Zahl, finden sich an dem Sockel des einen runden Eckthurmes. — Für die erste Hälfte des elften Jahrhunderts, für

<sup>1)</sup> Die Details sind bei Geier und Görz, in den Denkmälern Romanischer Baukunst am Rhein, Limburg, Bl. II., enthalten; doch geben die Abbildungen den Schwung des Profils nicht in genügender Feinheit und Leichtigkeit.

die Epoche der ersten entschiedenen Ausbildung des romanischen Baustyles, sind diese Reste, in ihrer ersten Grösse ebenso wie in dem lebendigen Verständniss des Details, ohne Zweifel von höchst wichtiger Bedeutung.

In der Krypta liegt, ausser den Resten ihres eignen Baues, eine Anzahl von Ornamentstücken, kleineren Kapitälern, Gesimsen und dergleichen, die ein etwas jüngeres romanisches Gepräge tragen. Unter ihnen, eigenthümlich beachtenswerth, ein Pfeiler-Kapitäl mit stark ineinander gerollten ionischen Voluten. Sie rühren zumeist wohl von Altären her.

Im Jahre 1504 wurde die Kirche durch Brand zerstört; 1515 begann ihre Herstellung<sup>1)</sup>. Dahin gehört zunächst der in festen Quadern leicht und kühn emporsteigende gothische Thurm auf der Südwestecke, der bis in seine Spitze erhalten ist, und die schöne malerische Wirkung der Ruine so wesentlich erhöht. Es lässt sich indess aus bestimmten Spuren erkennen, dass er nicht blos an die Stelle des alten runden Eckthurms getreten ist, sondern dass er diesen selbst noch in sich einschliesst. Nach Süden stärker vortretend, scheint der Thurm zugleich als mächtiger Strebepfeiler gegen den, ohne Zweifel wankend gewordenen Bau aufgeführt zu sein. Aus noch jüngerer Zeit wird die Ausfüllung der Chorfenster, mit unschönem, spätestgothischem Stabwerk, herrühren. Eine hohe Mauer, die den Chor vom Schiffe ganz abtrennt, hat eine Inschrifttafel mit dem Datum 1551. —

Zu der Kirche von Limburg steht der Dom von Speyer in nächster Wechselbeziehung. Kaiser Konrad II. soll noch am Morgen desselben Tages, an welchem er den Grundstein zu jener gelegt, auch diesen gegründet haben. Aber der Speyerer Dom ward in noch mächtigeren Verhältnissen erbaut, und ungleich mannigfachere Schicksale sind über ihn hingegangen. Ein klarer Julitag führte uns zum Besuch des Domes in die Rheinebene hinaus.

Das Innere des Domes hat in jüngster Zeit die reichste künstlerische Ausstattung empfangen. Es ist durchaus mit Wandgemälden, mit Vergoldung, mit vielgestaltiger farbiger Ornamentik bedeckt; ich sah diese Ausführungen schon fast vollendet, die Gerüste der Maler schon ganz nach dem westlichen Ende der Kirche hingerückt. Das baugeschichtliche Studium hat sich für das Innere, bei so glanzvoller Erneuerung, zu bescheiden; es weiss hier zunächst kaum noch an etwas Andres anzuknüpfen, als an das Allgemeine des Systems der gewölbten Basilika, welches in diesem Dome freilich in höchst grossartiger, rhythmisch klarer Weise durchgeführt ist. Das ganze System, — auf der Grundlage ebenso massenhafter wie streng erhabener Verhältnisse, die füglich nur mit denen von Limburg verglichen werden können, — hat zugleich eine so lautere Entwicklung der romanischen Gewölbeprincipien, dass wir hierin, wie es scheint, auf die Zeit ihrer vollen Blüthe geführt werden. In Betreff des Details darf darauf hingedeutet werden, dass die alten Blätter-Kapitäle der als Gurtträger des Hauptgewölbes dienenden Halbsäulen diejenige reiche Dekoration in streng geschweiften Formen haben, welche ebenfalls der vollkommen entwickelten Epoche des romanischen Styles eigen ist. Dies gilt aber natürlich nur von den Kapitälern der östlichsten Theile des Schiffes, wäh-

<sup>1)</sup> Die gründlichsten Nachrichten über die Kirche von Limburg s. bei F. X. Remling, *Urkundl. Geschichte der ehem. Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern* (Neustadt a. H., 1836), I., S. 144, ff.

rend die der westlichen Theile den umfassenden Restaurationen, welche das vorige Jahrhundert herbeiführte, angehören und eine modern korinthische Form haben.

Die kolossale Krypta zeigt noch ganz die strenge, hoch alterthümliche Beschaffenheit. Das Würfelkapital ihrer Säulen hat eine hohe, charakteristisch ausgeprägte Form; die Basen derselben haben eine entschieden attische Gliederung.

Das Aeussere des Domes ist geblieben, wie ich es in jungen Jahren manches Mal, wenn ich Speyer besuchte, mit fast scheuem Staunen betrachtet hatte. Auf den seltsamen Vorbau aus der Spätzeit des vorigen Jahrhunderts, auf die Wände des gestreckten Langhauses, von denen wiederum (trotz der Nachbildung des alten Systems) nur Weniges als der bestimmte Rest alter Zeit erscheint, folgt der alte Bau des Querhauses, der in seiner Totalität einen überaus mächtigen Eindruck, fast wie ein Festungsbau, hervorbringt, während seine Einzeltheile den romanischen Styl vor Allem in reichster und prachtvollster Entfaltung, mehrfach auch, bei aller eigenthümlichen Strenge der Behandlung, mit jener merkwürdigen Durchbildung klassisch antiker Elemente verbunden zeigen, die am Schlusse der romanischen Epoche nicht ganz selten eintritt. Dahin gehören die Fenster des Querhauses, deren Einfassungen mit Säulen, Rundstäben, Karniesen, Ornamentbändern auf das Mannigfaltigste gegliedert und neben acht romanischen Formen zugleich mit vollkommen ausgebildetem Akanthusblattwerk geschmückt sind, der Art, dass ihnen an edler dekorativer Pracht wenig andre Fenster-Architekturen aus der Epoche des romanischen Styles an die Seite zu setzen sein möchten. Dahin gehören ebenso die Kranzgesimse, die auf der Südseite das einfachere romanische Gepräge — dies jedoch wiederum in sehr edler Gestaltung — tragen, auf der Nordseite aber, in Gliederung und Ornamentik, eine unmittelbare und, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine studienmässige Nachahmung antiker Formen erkennen lassen. — Auch an der äusseren Dekoration der Altarnische, in acht schlanken Halbsäulen und Bögen bestehend, die gegen die kleine offene Arkadengallerie emporsteigen, welche hier, wie an allen übrigen Theilen des Domes, unter dem Kranzgesimse hinläuft, ist ein gewisses antikisirendes Element wahrzunehmen, — hier jedoch in einer wesentlich abweichenden Behandlung. Die letztere hat hier, wie namentlich aus den sculptirten Theilen, z. B. den Blätterkapitälern der Halbsäulen (wo solche angewandt sind), zu ersehen ist, jenes noch immer primitive, naiv traditionelle Gepräge, welches entschieden der früheren Epoche des romanischen Styles angehört. Manches von diesen Details erinnerte mich lebhaft an die Behandlungsweise, die an den entsprechenden Theilen der frühromanischen Schlosskirche von Quedlinburg ersichtlich wird. Die Basen der Halbsäulen haben eine rein attische Gliederung, bei einigen auch — sehr merkwürdig — die der antiken ionischen Basis, beiderseits mit Knaggen (statt der späteren romanischen Eckblätter) an den unteren Pfählen. — Das mehrfach gegliederte Basament der Chor-Absis hat mit dem der Flügel des Querhauses einige Verwandtschaft, doch mit dem Unterschiede, dass es an der Chor-Absis einfacher gehalten ist und hierin die Wellenform vorherrscht, während an den Basamenten des Querhauses das Karnies die vorherrschende Form bildet. Die Verwandtschaft dieser Basamente deutet darauf hin, dass die Grundanlage des Aeusseren der Absis und die des Querhauses der Zeit nach nicht gar fern auseinanderliegen, während am

Oberbau beider Bautheile doch so erhebliche Verschiedenheiten entgegen-treten. Es scheint aber, dass hier das Ganze beiderseits keinesweges aus Einem Gusse ist. Ich glaubte, aus äusseren Spuren schliessen zu dürfen, dass jene prächtigen Fenster des Querhauses nicht ursprünglich, sondern dem vorhandenen Mauerwerk später eingefügt sind. Kleinere, aber auffallendere Sonderbarkeiten zeigen sich an der Absis, namentlich darin, dass an ihrer Nordseite der die Fenster umrahmende Säulenwulst, nach der Sitte des späteren Uebergangsstiles, mit Ringen umgeben ist. Alles dies scheint Einzel-Restaurationen zu bezeichnen, die übrigens schon an sich, bei den vielfachen Brandschäden, welche den Dom im Laufe der Jahrhunderte betroffen, in keiner Weise befremden können.

Sehr merkwürdig und eigenthümlich sind sodann die beiden Seitenkapellen des Domes. Zunächst die langgestreckte Apsidkapelle, deren Gewölbgurte von vortretenden Wandsäulen getragen werden. Auch hier ist viel alterthümlich Antikisirendes, aber in sorgfältiger Durchbildung. Die mittleren Säulen haben — wiederum in seltner Eigenthümlichkeit — römisch composite Kapitäle von strenger und scharfer Behandlung, während die Kapitäle der vordern Säulen (im westlichen Theil der Kapelle) elegant und scharf romanisch ausgearbeitet und gelegentlich mit charakteristischen Barbarismen versehen sind, die der östlichen Säulen zumeist nur erst die noch rohe Anlage der Form haben. Die Basen sind hoch attisch, mit Knaggen am unteren Pfühl. Die Deckgesimse der Kapitäle haben ebenfalls eine antikisirende Gesimsformation, mit vorherrschendem Karnies; ebenso die Pfeiler der Wandarkaden am Aeusseren der Kapelle und die Archivolten der Bögen über diesen. Alles bezeugt hier eine absichtlich elegante Weiterentwicklung jener, noch immer als frühromanisch zu bezeichnenden Grundelemente, welche z. B. am Aeussern der Absis ersichtlich sind (und welche das feinere Gefühl von der Wiederaufnahme antiker Formen in der spätromanischen Zeit sehr deutlich unterscheidet). — Höchst verschieden hievon ist die Kapelle auf der Südseite des Domes, die als Emmeramkapelle oder als Krypta (?) der Taufkapelle bezeichnet wird. Sie ist quadratisch, mit Pilastern an den Wänden und vier Säulen in der Mitte. Hier tritt uns, im Gegensatz gegen jenes antikisirende Element, positiv romanisches Wesen entgegen, doch aber noch in sehr eigenthümlicher Behandlung. Die Kapitäle haben bunten und reichen Blätterschmuck, der im Ganzen mehr einer sculptirten Zeichnung als einer eigentlich ausgebildeten Sculptur ähnlich ist und in dessen Formen ein gewisses, speziell byzantinisches Element hineinklingt. Ihr Deckgesims besteht aus einer sculptirten Schmiege. Das Deckgesims der Pilaster wird, von antikisirender Form ebenfalls durchaus absehend, aus einem dicken Rundstab mit Plättchen und Abacus gebildet.

Alle diese Beobachtungen führen aber auf die Epoche der Gründung des Domes noch nicht zurück; oder es ist lediglich doch nur die Krypta, welche das künstlerische Gepräge jener Zeit trägt. Alles Uebrige erscheint, wie es gegenwärtig da ist, als ein Späteres. Jene merkwürdigen Entdeckungen indess, deren Mittheilung wir v. Quast verdanken, geben unsrer Auffassung eine ganz neue Grundlage, und verstatten uns, folgenreiche Schlüsse an sie anzuknüpfen. Hienach, um dies mit zwei Worten zu wiederholen, hat sich ergeben, dass das Aeussere der Chor-Absis die Ummantelung eines älteren Baues ist, und dass — was das ungleich Wichtigere — die Wände der Seitenschiffe die ursprünglichen, dass die für den

Gewölbebau erforderlichen Pfeilervorsprünge und Halbsäulen ihnen erst nachträglich eingefügt waren, und dass das ganze Gebäude höchst wahrscheinlich schon ursprünglich die jetzige Ausdehnung hatte. Ob Aehnliches auch bei den Arkaden des Inneren stattgefunden, d. h. ob den die Wände des Mittelschiffes tragenden Pfeilern die Vorsprünge und Halbsäulen ebenfalls später eingebunden wurden, liess sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, doch war mindestens einiger äusserer Anschein auch davon vorhanden. Ich halte dies Letztere, — d. h. das Ergebniss, dass der Dom ursprünglich eine einfache kolossale Pfeilerbasilika mit flachen Decken war, und dass diese seine ursprüngliche Anlage mit ihrem ursprünglichen Systeme als Kern des gegenwärtig erscheinenden Gewölbebaues (abgesehen natürlich von den im vorigen Jahrhundert neu hergestellten Theilen) noch vorhanden ist, in Erwägung aller Umstände für so wahrscheinlich, dass es für mich wenigstens denjenigen Grad von Gewissheit erreicht, der überhaupt da zu erreichen ist, wo nicht die einfache nackte Thatsache vorliegt. v. Quast hat bereits auf die kolossalen Dimensionen aufmerksam gemacht, die schon der alte Dom, nach der Ausdehnung der Mauern der Seitenschiffe, gehabt haben musste; es ist hinzuzufügen, dass hiebei, für eine Säulenbasilika, Säulen von einer Grösse nöthig gewesen wären, die für die Frühzeit der deutschen Baukunst und für das rheinische, mit der Festigkeit antiken Materiales doch in keiner Weise zu vergleichende Baumaterial ohne Beispiel ist; während starke, massive Pfeiler, tragfähig für die Wucht der mächtigen Oberwände dieses Mittelschiffes, hier eben als das vollkommen Natürliche erscheinen. Dann ist in der Pfeilerstellung, wie sie in dem Dome dasteht, eine gewisse schwere Starrheit, etwas ängstlich Gepresstes, was mit der geistvollen Ueberlegung, in welcher die zu dem Gewölbesystem gehörige Anordnung nach oben hin durchgeführt ist, nicht ganz in Einklang steht, auch wesentlich dadurch erhöht wird, dass (wie v. Quast ebenfalls schon bemerkt) die Hauptpfeiler und die Zwischenpfeiler gleiche Breite haben <sup>1)</sup>, — eine Einrichtung, die wiederum mit jenem Gewölbesystem nicht völlig stimmt, der einfachen Pfeilerbasilika jedoch naturgemäss angehört. Es kommt hinzu, dass die Deckgesimse der Pfeiler und das über der unteren Arkade durchlaufende Horizontalgesims (welches letztere gegenwärtig den Wandmalereien hat weichen müssen) jene primitiv romanische Form, aus Platte und schräger Schmiege, haben, die z. B. in Limburg die überall durchgehende ist. Ebenso mag auch der Umstand hinzugefügt werden, dass die Mächtigkeit dieser ganzen Struktur vollkommen geeignet war, verderblichen Einfüssen den nachhaltigsten Widerstand zu leisten.

Ich bin also der Ansicht, dass die ursprüngliche Anlage des Domes, wie derselbe im elften Jahrhundert, nach seiner Gründung im Jahre 1030, ausgeführt wurde, in ihrer machtvollen Einfachheit noch gegenwärtig ganz wohl zu reconstruiren ist. Eigenthümlich edel und fast majestätisch erscheint es hiebei, dass über den Deckgesimsen der Pfeiler, und in der Breite der letzteren, das höhere Horizontalgesims durchschneidend, Mauer vorsprünge pilasterartig emporstiegen, zwischen denen sich halbrund überwölbte, die Oberfenster in sich aufnehmende Blendnischen bildeten. Diese

<sup>1)</sup> In den Blättern bei Gailhabaud, Denkmäler der Baukunst, Liefer. 148, welche den Dom von Speyer behandeln, sind die Pfeiler irrtümlich als in der Breite sehr unterschieden dargestellt.

Anordnung gewährte der Mauermaße, — der straffen Kühnheit der Limburger Architektur ähnlich, — eine ruhig klare Gliederung, und war dabei vortrefflich geeignet, dem erforderlichen Schmucke der Wandmalereien (wie dies in geringerem Maße auch bei der gegenwärtigen Ausführung derselben der Fall ist) eine rhythmisch geordnete Folge zu geben. Zu diesem ursprünglichen Bau gehört dann, wie schon angedeutet, die Krypta des Domes und ohne Zweifel das Innere des Chores, über dessen innere Einrichtung mir indess kein Urtheil zusteht. — Das Aeusere des Chores setze ich, auf Grund der Charakteristik, die ich von demselben gegeben, und in Uebereinstimmung mit Schnaase, in die Epoche der Sicherungsbauten, welche dort, zum Schutz gegen den Rheinandrang, etwa seit 1068, nöthig geworden waren. Ohne Zweifel in Verbindung hiemit, und als nächste Folge des Beginnes dieser Unternehmungen wird sodann das mächtige Aussenmauerwerk des Querhauses aufgeführt sein. Hieran reiht sich die Afrakapelle, die meiner Auffassung nach in die Zeit um das Jahr 1100 fallen wird <sup>1)</sup>. Die sogenannte Krypta der Taufkapelle scheint wieder um Jahrzehnte jünger zu sein. Die grosse geniale Umwandlung des Domes zur Gewölbearchitektur kann ich, in reiflicher Erwägung aller bezüglichen Verhältnisse, nur in die Epoche nach dem Brande des Jahres 1159 setzen, meiner früheren Annahme (die in dieser Umwandlung freilich noch einen wirklichen Neubau voraussetzen musste) doch einigermaßen treu bleibend <sup>2)</sup>, im Einklange mit v. Quast und leider im fortgesetzten Widerspruch gegen Schnaase. Ich nehme übrigens an, dass diese Umwandlung in mannigfacher Weise durchgreifend war, und vielleicht eine längere Zeitdauer in Anspruch nahm, und dass in ihrem Gefolge namentlich auch die Prachtfenster des Querhauses ausgeführt wurden. Ebenso mögen hiezu schliesslich die spätromanischen Elemente im Inneren des Querhauses, auf die v. Quast (S. 39) aufmerksam macht und die er freilich bis an das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinabzusetzen geneigt ist, gehören. —

Was über die ursprüngliche Anlage des Domes von Speyer anzunehmen ist, erhält durch eine Vergleichung mit dem Dome von Mainz noch grösseres Gewicht und dient umgekehrt dazu, der Annahme, die auch über diesen aufzustellen ist, die volle Wahrscheinlichkeit zu geben. Ich habe leider den Mainzer Dom in diesem Jahr nicht besuchen können und muss mich, neben meinen ungenügenden Erinnerungen aus früherer Zeit und neben dem ungenügenden bildlichen Material, welches über ihn vorliegt, besonders auf v. Quast's Mittheilungen beschränken. Wir verdanken letzterem die nähere Kenntniss der merkwürdigen Gotthardts-Kapelle zur

<sup>1)</sup> v. Quast giebt der Afrakapelle ein sehr junges Alter, u. A. auch darauf gestützt, dass sich an der Ostwand derselben das frühere Vorhandensein einer älteren Altarnische gezeigt und hiedurch ergeben habe, dass die gegenwärtige Kapelle nicht die ursprüngliche sei. Ich habe aus seinen Angaben, so detaillirt dieselben sind, indess doch mit Sicherheit nur entnehmen können, dass die Afrakapelle jünger ist, als der untere Theil der Westwand des nördlichen Querschiffügels, an den sie sich anlehnt; was übrigens auch schon der äussere Anblick der beiden Bautheile lehrt. — <sup>2)</sup> Die Angabe des J. 1165, die durch einen Zufall (durch ein hierauf bezügliches Excerpt aus Wetters Gesch. des Domes von Mainz, S. 29, Anm., welches unter meine übrigen Excerpte über den Speyerer Dom gerathen war) eine Stelle in der ersten Ausgabe meines Handbuchs der Kunstgeschichte gefunden hatte, war schon in der zweiten Auflage (1848) berichtigt worden. Dies hätte durch einen Einblick in letztere bemerkt werden können.



Seite des Domes, die, aus der früheren Zeit des zwölften Jahrhunderts herrührend, im J. 1138 geweiht wurde und deren Details Verwandtschaft mit entsprechenden Details an den älteren Theilen des Domes haben. Ich kann aber Schnaase zunächst nur in Allem beistimmen, was er gegen v. Quast's Ansicht über den unbedingt maassgebenden Einfluss dieser Kapelle, d. h. des an ihr ausgesprochenen baulichen Systems, auf den Bau des Domes beigebracht hat; ich sehe in der unorganischen Zusammensetzung weicher Gliederformen, wie sie in dieser Kapelle vorkommen, und in der disharmonischen Verbindung solcher Zusammensetzungen mit völlig rohen Details (die in der äusseren kleinen Arkadengallerie, in dem Aufsetzen der schmalen gegliederten Architrave über den breiten unförmlichen Kapitälern, das Höchste von architektonischer Missform erreicht), nur eine Entartung, der eine stylbildende Kraft nimmer einwohnen konnte. Schnaase findet sich daher zu der entgegengesetzten Ansicht veranlasst, die den Dom und dessen Formen als das Vorgehende nimmt, und schreibt den Bau des letzteren der Zeit zunächst nach dem Brande von 1081 zu, da ein etwaniges weiteres Zurückdatiren durch jene neuerlich aufgefundene Nachricht, derzufolge der früher vorhandene Dombau eine flache Decke hatte, während der gegenwärtige in seinen alten Theilen schon von Hause aus auf die Ueberwölbung berechnet erscheint, unthunlich gemacht werde.

Wäre es aber nicht möglich, dass der Mainzer Dom, ebenso wie der Speyerer, ursprünglich dennoch eine einfache ungewölbte Pfeilerbasilika war und dass auch hievon der Kern noch in seiner schlichten Mächtigkeit erhalten ist? Ich glaube, dass dies in der That der Fall ist. Die Pfeilerstellung ist ähnlich schwer und gepresst wie in Speyer; Hauptpfeiler und Zwischenpfeiler sind ebenso von gleicher Stärke; ebenso erheben sich über beiden breite Mauervorsprünge, überwölbte Blendnischen zwischen sich einschliessend. Diese haben zwar nicht die Höhe wie in Speyer, und die Oberfenster sind nicht in sie hineingezogen; die letzteren liegen über ihnen; aber gerade die Stellung dieser Fenster scheint mir einen deutlichen Beleg dafür zu geben, dass hier verschiedene Zeiten und verschiedene Systeme einander berühren. Es ist ein Missverhältniss zwischen der breiten Form jener Nischen und der schlankeren Form der Fenster, ein auffälligeres Missverhältniss darin, dass das einzelne Fenster nicht senkrecht über der einzelnen Nische steht, vielmehr jene (je zwei) enger zu einander gestellt sind. Unterwärts, in Arkaden- und Nischen, ist völliges Gleichverhältniss des Einzelnen; oben, bei den Fenstern, ein Zusammengruppiren. Letzteres war durch die Gewölbansätze bedingt, innerhalb deren die Fenster liegen; aber welcher erdenkbarer Grund konnte vorliegen, das entgegengesetzte, in den Arkaden ausgesprochene Verhältniss durch die flachen, lediglich dekorirenden Nischen, undekorativer Weise, bis zur unmittelbaren Nähe der Fenster emporzuziehen? welchen architektonischen Sinn konnten diese Blendnischen überhaupt bei der Gestaltung des Mittelschiffes, wie diese gegenwärtig vorhanden ist, haben? — Der Widerspruch löst sich meines Erachtens völlig naturgemäss, wenn wir auch hier, wie eben angedeutet, den Rest einer ursprünglich ungewölbten Basilika annehmen, zu der jene Blendnischen gehören, die über letzteren ohne Zweifel ein horizontales Gesims und darüber Fenster in gleichen Abständen hatte und der erst bei der Einrichtung des Domes zur Gewölbkirche, einen Pfeiler um den andern, die Halbsäulen als Gurträger hinzugefügt wurden, während man gleichzeitig

die neue Fensteranordnung, vielleicht diesen ganzen obersten Theil der Wände erneuend, einrichtete.

Nur eine Schwierigkeit macht sich bei dieser Annahme geltend; sie besteht in der Form der Gesimsgliederungen, die zum Theil auf eine spätere Zeit deuten, als diejenige ist, welcher die ursprüngliche Pfeilerbasilika zugeschrieben werden müsste. Jenes horizontale Gesims zwar, welches, von den emporsteigenden Wandvorsprüngen durchbrochen, über den unteren Arkaden hinläuft, hat ebenso die streng alterthümliche Form der Platte und schrägen Schmiege, wie dies zugleich die Form der Kämpferansätze der Bögen der Blendnischen ist; auch erscheint sie in einzelnen Fällen bei den unteren Kämpfern der Pfeiler. Ueberwiegend sind die letzteren jedoch in bewegteren Formen gebildet, und zwar in solchen, die zum grösseren Theile den Gesimsformationen der Gotthards-Kapelle entsprechen, also ungefähr die Epoche der letzteren bezeichnen. Aber schon Schnaase hat bei Besprechung dieser Details darauf hingedeutet, dass das Schiff des Mainzer Domes manchen Einzelreparaturen unterlegen zu haben scheine und dass diese Gesimse von bewegterer Formation bei solchen später eingefügt sein möchten. In der That halte ich dies, bei den vielfachen Schäden, die das Gebäude nach den alten Nachrichten erlitten hat (und die natürlich um so mehr an Zahl zunehmen, in ein je höheres Alter seine ursprünglichen Theile zurückgehen), für völlig wahrscheinlich; wobei als unterstützender Grund anzuführen ist, dass diese reicher gegliederten Kämpfergesimse durchaus nicht nach gleichem Systeme gebildet sind, somit vielmehr das Gepräge der Einzelthätigkeit als das eines festen architektonischen Planes zur Schau tragen, und dass zugleich mehrere von ihnen eine Formation haben, die füglich selbst aus jener alten Bildung, welche ich als die ursprüngliche voraussetze, herausgemischt sein konnte, dass mithin an solchen Stellen auch ein Einfügen neuer Steine mit Nothwendigkeit nicht anzunehmen sein dürfte.

Die schliessliche Entscheidung über alles dies wird freilich von einer materiellen Lokaluntersuchung — falls eine solche bei der Tünche, die das Innere des Domes deckt, überhaupt ausführbar ist — zu erwarten sein. Einstweilen aber kann ich mit Ueberzeugung nur bei der Ansicht verharren, die in dem Kern des Mainzer Domes, ebenso wie in dem von Speyer, eine Pfeilerbasilika aus der Frühzeit des romanischen Styles, also muthmaasslich den in den Jahren zwischen 1009 und 1037 ausgeführten Bau (falls nicht gar, was indess wohl minder wahrscheinlich, den im Jahr 978 gegründeten) erkennt. Ich freue mich, dass sich mir auch hierin meine früher ausgesprochene Ansicht über das ursprüngliche Alter des Mainzer Domes für die Hauptsache bestätigt, da hier in der That, bei der Kahlheit der später hinzugefügten Theile, das Ursprüngliche den Gesamteindruck ebenso bestimmt, wie der letztere bei dem Speyerer Dome umgekehrt durch die für das Gewölbe berechnete durchgreifende Umwandlung bedingt wird. Ich bleibe also auch bei der Ansicht, dass die alten Ostthürme des Mainzer Domes (die zugleich mit dem Reste des Limburger Rundthurmes völlig übereinstimmen und die auch v. Quast derselben Früh-Epoche, freilich als ihr einziges Ueberbleibsel, zuschreibt) dieser alten Anlage angehören. Die Umwandlung des Domes für die Zwecke des Gewölbes gehört dann ohne Zweifel in das zwölfte Jahrhundert und mag, obgleich Schnaase allerdings ganz richtig dargethan hat, dass dies nicht

mit Bestimmtheit zu erweisen ist, nach dem Brande von 1137 fallen. (Die vorhandenen Gewölbe selbst sind bekanntlich jünger.) Ueber den Ostchor des Domes muss ich mich, bei dem Ungenügen meiner Erinnerungen, eines näheren Urtheils enthalten. Nur das Eine erlaube ich mir zu bemerken, dass die von mir früher <sup>1)</sup> hervorgehobene Verschiedenheit des Materials an den östlichen Querflügeln, zumal bei dessen theilweise sehr ungeeigneter Beschaffenheit, nicht in der Art bedeutungslos sein dürfte, wie dies v. Quast (S. 13) darstellt, auch hier nicht füglich als „Beweis eines sehr energisch betriebenen Baues“ gelten kann. Höchstens könnte man, an den bezüglichen Stellen, auf ein liederlich hastiges Betreiben desselben schliessen.

Die Dome von Mainz und von Speyer stehen in der hiemit angenommenen ursprünglichen Form kolossaler Pfeilerbasiliken für die Frühzeit des romanischen Styles übrigens nicht ohne Beispiel da. An den Domen von Augsburg und von Bremen zeigt sich dieselbe ursprüngliche Einrichtung. Sie giebt sich bei diesen beiden Gebäuden insofern nur noch klarer zu erkennen, als die den Pfeilern zugefügten Gewölbträger hier noch späteren Epochen angehören und sich in ihrer jüngeren Formation noch auffälliger von dem Alten unterscheiden. In dem Ganzen all dieser Bauanlagen ist zugleich Nichts, was den Culturverhältnissen des elften Jahrhunderts irgend widerspräche; ihre kühne, fast gewaltsame und doch so fest in sich gehaltene Grossartigkeit dürfte vielmehr wiederum als ein sehr bezeichnender Ausdruck jener Epoche zu betrachten sein. —

Ich kehre nochmals zu dem Dome von Speyer zurück. Mein dortiger Besuch gab mir noch zu einigen andern Beobachtungen Anlass. Die glänzende Ausstattung an Wandgemälden, Goldgründen, gemalten Zieraten, mit welcher das gesammte Innere bedeckt ist, war völlig geeignet, einen lebhaften und nachwirkenden Eindruck hervorzubringen. Es ist das umfassendste Werk solcher Art, welches in neuerer Zeit zur Ausführung gekommen. Ich habe indess nicht die Absicht, hier über das, was Meister Schraudolph und seine Gehülfen geschaffen, einen Bericht oder eine Kritik zu liefern; der ernste, religiös typische Styl dieses Künstlers ist bekannt, und wenn ein Norddeutscher in diesen Bildern, zumal denen von bewegter äusserer oder innerer Handlung, das geistig Bewegende und dessen entsprechende Manifestation gelegentlich vermisste, so mag hier aller Streit über künstlerische Grundsätze und über die Weise ihrer Bewährung unberührt bleiben. Das Ganze ist ohne allen Zweifel eine durchaus würdige kirchlich-künstlerische Dekoration; neben den eigentlichen Gemälden muss auch der vielgliedrigen, stylgemässen und in sich harmonischen Ornamentik volle Anerkennung gezollt werden. Wir wissen es ferner aus allerlei neueren Nachweisungen, dass das Mittelalter unter Umständen eine thunlichst reiche Ausstattung seiner Kirchen mit Gemälden und mit buntem Ornament gern sah. Wir werden es zugleich an sich durchaus naturgemäss finden, wenn die sich restaurirende Kirche (ich meine die geistige) auch ihr steinernes Haus und Abbild so würdig und reich ausstattet, als es ihr durch königliche Munificenz nur vergönnt ist. Aber — eine eigentliche, volle, lebenzeugende Wahrheit hat das Alles doch nicht. Das Haus, in seiner ganzen frühmittelalterlichen Form, spricht doch

<sup>1)</sup> Museum, Blätter für bildende Kunst, 1835, No. 45. (Kl. Schrift. etc. I, S. 416. Anm.)

eine andere Sprache, als die ist, die uns vom Herzen fließt. Alle diese bunte Bemalung und Vergoldung an Wandflächen, Säulen, Gesimsen, Gewölben will uns dies alte Haus neu machen, will uns das Gefühl erwecken, als wären wir, die Menschen von heute und das Haus von acht Jahrhunderten, Kinder desselben Tages; und doch empfinden wir es gleichzeitig, dass es nicht so ist, dass durch all diesen Glanz und diese Pracht ein Zug unlösbarer Zwiespaltes hindurchgeht. Neu wird der Tempel doch nicht, und er hat, für das Innere wenigstens, nur die Heiligkeit des Alterthums eingebüsst, die die Geister der Jahrhunderte und ihrer Geschicke uns umschweben lässt, die in jenen Formen mit der mahnungsvollen Stimme derer, die geschieden sind, zu uns sprechen sollte. Es ist ein tief bedeutungsvolles Wort, „dass die Tempel alt sein sollten.“ Man wird mir vielleicht entgegen, dass der Speyerer Dom ja schon, nach schmachvollen Verwüstungen, restaurirt, in unschöner nüchterner Erneuerung auf unsre Tage gekommen war, und dass die jetzige Erneuerung wahrlich würdiger ist, als die bisherige. Immerhin! waren es doch die alten Formen, wenn auch nicht überall mehr die alten Steine; konnte man doch durch eine einfach ernste Färbung jedenfalls diejenige gesammelte Stimmung hervorbringen, die den alten Formen ihr volles, unbeirrtes Recht gegeben hätte. Wir würden dann in diesem hehren Bau, dessen bunter Schimmer uns jetzt zerstreut, verwirrt, blendet, innerlicher bewegt, tiefer ergriffen worden sein, während die mannigfachsten künstlerischen Einzelwerke, der Gegenwart zum selbständigen und wahrhaften Ausdrucke, in seinen weiten Hallen immerhin, wie die Enkel im Hause der Ahnen, eine Heimat hätten finden können.

Die Ausstattung des Inneren hat noch zu weiteren Wünschen Anlass gegeben. Die Wünsche haben auch wohl zur Klage darüber geführt, dass man jener Ausstattung nicht die, als noch wichtiger bezeichnete Erneuerung verdorbener Aussentheile des Domes habe vorangehen lassen; und vielleicht finden Wunsch und Klage bei der grossartigen Unterstüzung, die dem Gebäude schon zu Theil geworden, ebenfalls ihre Erhörung.<sup>1)</sup> Es handelt sich um den westlichen Vorbau, den der Würzburger Architekt Neumann bei der 1772 begonnenen Restauration des Domes aufgeführt hat. Es ist ein seltsam eigenthümliches Werk, charakteristisch für seine Zeit, mit der Hauptkuppel in der Mitte und den kleinen Kuppeln zu den Seiten an russisch-orientalisch-byzantinisches Wesen erinnernd, fast verwunderlich, und dennoch (etwa mit Ausnahme der kleinen Obeliskten an den Ecken, die die Stelle von Strebepfeilern zu vertreten scheinen), nicht in absolutem Widerspruch gegen das Ganze, nicht geradezu unwürdig. Man will statt seiner einen neuen, mächtigen Vorbau im eigentlichen Style des Domes haben. Fordert dies das praktisch kirchliche Bedürfniss, so wird Nichts dagegen zu erinnern sein; anderweit will mir das Bedürfniss nicht sonderlich einleuchten. Ob durch einen Neubau etwas erreicht wird, das die Nachwelt in der That für besser erachtete als den gegenwärtigen Vorbau steht dahin (*exempla sunt odiosa*); und wird es ein Vorbau im rein

<sup>1)</sup> Seit ich das Obige geschrieben, ist in der That bereits ein „Verein zur Wiederherstellung der Vorderseite des Kaiserdoms zu Speyer“ gegründet worden und sind durch denselben Aufforderungen zur Sammlung von Beiträgen für das Herstellungswerk erlassen. Ich glaube, meine persönliche Ansicht dennoch aussprechen zu dürfen.

romanischen Style, dem Charakter des, in sich allerdings schon nicht einigen Ganzen thunlichst entsprechend, so ist es eben auch nur ein neues Modell des Alten, weder alt noch neu, weder uns mit jener tiefen Wirkung des historisch Ueberlieferten berührend, noch unserem Formengefühle, unserer geistigen Sprache ein wahrhafter Ausdruck. Und statt seiner wäre ein Andres verschwunden, das schon als ein Historisches dasteht, daran sich schon bedeutungsvolle Erinnerungen knüpfen und das sich schon, in seinem äusseren Stoffe, mit der ehrwürdigen Farbe des Alterthums zu bekleiden beginnt.

Es war gegen den Schluss des vorigen Jahrhunderts, als der französische Freiheitsbaum vor dem Dome errichtet war und unter diesem, bei dem wilden Gesänge der Carmagnole, das Feuer flackerte, das die heiligen Bilder des Domes verzehrte. Dann ward beschlossen, den Dom selbst hinwegzutilgen und an seiner Stelle ein Marsfeld zu schaffen; der Vorbau aber, mit seinen hohen Pforten und Hallen, sollte als Triumphbogen, zum Eingange in das Marsfeld, stehen bleiben; und die Statuen oben auf dem Vorbau, die der Himmelskönigin in der Mitte und die des Bernhard und des Stephanus auf den Seiten, sollten hinabgestürzt und statt ihrer sollte droben das Standbild des Erdenkaisers, Napoleons, mit den Bildern der Weisheit und des Ueberflusses zu seinen Seiten, errichtet werden. Das Beschlossene schien unabwendlich. Aber es geschah nicht, und das Bild der Himmelskönigin steht wenigstens bis heute noch auf seiner geweihten Stelle.

Die Statuen der beiden männlichen Heiligen haben den allerdings nicht gar erquicklichen Rococostyl ihrer Epoche; die der Maria ist von seltener Schönheit. Auch sie ist in derselben Zeit, welche wir als die der künstlerischen Entartung zu bezeichnen pflegen, gearbeitet worden; aber der Künstler hat sich, für die Fassung der Gestalt und der Gewandung, den alten edlen Vorbildern des germanischen Styles mit Glück angeschlossen und dabei zugleich, ohne alle knechtische Nachahmung, ein selbstständig warmes Gefühl zum Ausdrucke zu bringen gewusst. Die Gestalt der Maria vereinigt feierliche Würde und zarte Grazie, wie ihr es nicht allzuhäufig findet. Mich dünkt, sie hat ein Recht an jene Stelle. —

Ich reihe dem Vorstehenden zunächst ein Paar Notizen über den Dom von Worms an, dem ich am Schluss meines pfälzischen Aufenthalts, schon auf der Heimreise, wenigstens noch einen flüchtigen Besuch widmen konnte. Ich hatte früher annehmen zu dürfen geglaubt, dass er, seinen Haupttheilen nach, dem im Jahre 1110 geweihten Bau angehöre; v. Quast hält ihn der Hauptmasse nach (mit Ausschluss der Obertheile des Schiffes, der Gewölbe und des Westchores) für den Bau, welcher nach der von Schannat aufbewahrten Nachricht im Jahre 1181 eingeweiht wurde. Schnaase stimmt der letzteren Ansicht bei. Auch ich meinte jetzt, den Dom, bei so vielen schlagenden Kennzeichen der spätromanischen Epoche, welche er allerdings zur Schau trägt, als ein zweifelloses Werk dieser Spätzeit betrachten zu müssen; dennoch sind mir, bei reiflicher Erwägung aller Verhältnisse, wiederum Bedenken, wenigstens gegen die Unbedingtheit dieser Ansicht, aufgestiegen, und ich halte es zum Mindesten für gerathen, das entschiedene Urtheil bis auf die Anstellung genauerer Lokal-Untersuchungen und die Mittheilung des Ergebnisses derselben dahingestellt sein zu lassen.

Ein Pfeiler um den andern, im Schiffe des Doms, ist an seiner Vorderseite mit dem Gurträger für das Hauptgewölbe, Pfeilervorsprung und

Halbsäule, versehen. Man sagte mir im Dome, diese Theile seien nachträglich der Pfeiler- und Wandmasse eingebunden; ich glaubte, hierauf kein sonderlich grosses Gewicht legen zu dürfen, da mir die Gliederungen an dem voraussetzlich Alten und dem voraussetzlich Hinzugefügten identisch zu sein und daher jedenfalls keinen wesentlichen Zeitunterschied zu bezeichnen schienen. An selbständiger näherer Untersuchung des Thatbestandes verhinderte mich ohnehin die Kürze der Zeit und der trübe regnerische Morgen. Nehmen wir aber diese Gurträger und die Gewölbbögen hinweg, so erhalten wir für die Hauptanordnung des Mittelschiffes doch in der That, in fast überraschender Weise, dasselbe System, welches ich als das ursprüngliche bei dem Dome von Speyer voraussetzen musste. Und nehmen wir an, dass der Dom ursprünglich ungewölbt gewesen und das Gewölbe erst später hinzugefügt sei, so können wir auch für die sehr auffällige Einrichtung der östlichen Chorabsis, deren Grundriss im Inneren halbrund ist, während sie nach aussen, in höchst compacter Weise, viereckig vortritt, eine Erklärung finden; es wäre dann eine, erst später hinzugefügte Verstärkung der Mauermasse, zur Widerlage gegen den Druck und Schub der östlichen Kuppel. Bemerkenswerth ist es ferner, dass, während an den Obertheilen des Innern so vielfach Details spätromanischer Zeit erscheinen, die Basamente des Innern doch zumeist noch ein fast auffällig strenges Gepräge tragen. Sehr zu beachten ist es sodann, dass Schannat keinesweges von einem Neubau, der im Jahre 1181 geweiht wurde, sondern ausdrücklich nur von der Wiederherstellung eines älteren Baues spricht. Er sagt dies an zwei verschiedenen Stellen seines Werkes<sup>1)</sup>, zuerst mit der Bemerkung, dass der Bischof Konrad von Worms die Weihung vollzogen, nachdem er den „zum grossen Theil“ zusammengestürzten Dom wiederhergestellt; dann mit der noch bestimmteren Angabe, dass die Weihung vor sich gegangen, nachdem der Bischof die „den Einsturz drohende“ Kirche zu ihrem früheren Zustande zurückgeführt. Freilich fehlt dieser Notiz die urkundliche Bewährung; doch wird ein so sorgfältiger Sammler wie Schannat jedenfalls nur bei dem unwiderleglich entgegengesetzten Thatbestande des Irrthums zu beschuldigen sein; auch wird zunächst um so mehr vorausgesetzt werden müssen, dass sein Bericht einer guten Quelle entnommen ist, als er ihn zweimal ohne Bedenken giebt.

Es hat also in der That den Anschein, dass bei dem Dome von Worms ein ähnliches Verhältniss obwaltet, wie ich es gegenwärtig bei den Domen von Mainz und Speyer habe voraussetzen müssen, d. h. dass er im Beginn des zwölften Jahrhunderts als eine im Mittelschiff flachgedeckte Pfeilerbasilika erbaut wurde und hievon erhebliche Theile, das Grundsystem des Inneren bildend, noch erhalten sind, und dass er erst später, gegen den Schluss des Jahrhunderts, mit Hinzufügung der erforderlichen Theile, in eine Gewölbkirche umgewandelt wurde. Hiebei würden aber zugleich, worauf Schannat hindeutet, vielfache Schäden der alten Anlage auszubessern gewesen sein; die vorhandenen erheblichen, mehr oder weniger dekorativen Verschiedenheiten in den Einzelabschnitten des inneren Systems scheinen es zu bestätigen, dass hier eben nur Einzelarbeiten vorgenommen wurden, während (wie schon in Betreff des Mainzer Domes bemerkt) bei einem völligen Neubau die Durchführung eines gleichartigen Planes wenigstens

<sup>1)</sup> Hist. episcopatus Wormatiensis, p. 63 und 360.

mit durchaus überwiegender Wahrscheinlichkeit voranzusetzen ist. Fertig aber war, wie auch v. Quast sehr richtig bemerkt, der Herstellungsbau im Jahre 1181 bestimmt nicht; auch wieviel davon bei der Weihung vollendet sein mochte, dürfte vor der Hand sehr schwer zu ermitteln sein. Die von Schannat angedeutete besondere Feierlichkeit der Weihung, unter Beisein Kaiser Friedrich's I., scheint hiefür von keinem wesentlichen Belang; es ist vielmehr durchaus nicht unzulässig, anzunehmen, dass gerade die Gegenwart des Kaisers zur Beschleunigung der Weihung, die durch ihn nur eine höhere Würde erhalten konnte, eine Veranlassung gab, und dass man sich einstweilen in der Kirche mit irgend welchen interimistischen Einrichtungen behelf. Dann, bei den folgenden unruhigen Zeiten, wird die weitere Fortführung des Baues nur sehr langsam vorgeschritten sein, wie dies die unzweifelhaften Kennzeichen der letzten Epoche des romanischen Styles, namentlich auch am Aeusseren des Gebäudes, bezeugen. — Die Seitenschiffe dürften übrigens schon in dem alten Bau mit gewölbter Bedeckung versehen gewesen, die an den Rückseiten der Pfeiler vorhandenen Halbsäulen somit als der alten Anlage zugehörig zu betrachten sein.

Sehr auffallend bleibt bei alledem jedoch die entschiedene Gleichartigkeit der Gesimse, — der Kämpfer, unterwärts über den Pfeilern und oberwärts über den Gurträgern, und der über den Bogenstellungen des Schiffes durchlaufenden Horizontalgesimse, — sowie der Umstand, dass ebendieselben Gesimse auch noch anderweit an solchen Gebäuden jener Gegend vorkommen, welche der spätromanischen Epoche und der des Uebergangsstiles angehören. Es herrscht hierin eine etwas rundliche Karniesform vor, zumeist in der Anordnung, dass zwei solcher Karniese übereinanderstehen. Bei den Kämpfergesimsen findet sich unter dem bunten Wechsel der in solcher Art sauber profilirten Deckglieder überall ein grosser, schwerer, wenig ausladender Wulst, dessen Profil aus dem des abgerundeten Würfelkapitäles entstanden zu sein scheint und der selbst bei der Bekrönung der Halbsäulen die Stelle des letzteren vertritt, — eine Form, die den Stempel eines etwas barbarisirt künstlerischen Geschmackes trägt. Wir finden diese Formen, wie eben bemerkt, in der Spätzeit des romanischen Styles: — wir finden charakteristisch Verwandtes mit ihnen aber auch schon in verhältnissmässig früherer Zeit. Schon die Justinuskirche von Höchst, die v. Quast, im Widerstreit mit der bisherigen, sie als noch älter bezeichnenden Annahme, an den Schluss des elften Jahrhunderts setzt, hat nach seiner bildlichen Mittheilung Kämpfergesimse mit denselben Doppel-Karniesen; während jener grosse Kapitälwulst in den missgebildeten Würfelkapitälen der Gotthardtskapelle zu Mainz seine Analoga findet. Es dürfte an sich also keinesweges unthunlich erscheinen, die Formation der Wormser Gesimse dem Anfange des zwölften Jahrhunderts zuzuschreiben. Wenn nun dieselbe Formation an den, voraussetzlich der Spätzeit desselben Jahrhunderts zugehörigen Theilen wiederkehrt, so würde dies zu der, für das Mittelalter allerdings auffälligen, immerhin jedoch nichts Unmögliches in sich schliessenden Annahme führen: dass man bei der Herstellung des alten Baues auch die alten Detailformen, in dieser Beziehung wenigstens nach möglichster Gleichartigkeit des Eindruckes strebend, mit Absicht copirt habe. Die Wiedereinführung dieser Formen konnte dann — falls für sie keine sonstige Tradition vorlag — ihre Anwendung auch bei andern der jüngeren romanischen Gebäude zur Folge

haben <sup>1)</sup>. — Vielleicht werden bald von einsichtigen Kennern diejenigen Lokal-Untersuchungen am Dome von Worms vorgenommen, die über alle diese Punkte den erwünschten entscheidenden Aufschluss gewähren.

Der Dom von Worms ist, abgesehen von seiner Architektur, auch durch schätzbare Denkmäler älterer deutscher Sculptur ausgezeichnet. An der Wand des nördlichen Seitenschiffes befindet sich ein Sandsteinrelief von etwa 7 Fuss Höhe, welches, unter spätgothischen Baldachinen, die stehenden Gestalten von drei weiblichen Heiligen enthält. Sie sind gekrönt, mit Büchern und Palmen in den Händen und inschriftlich als S. Emede, S. Warbede, S. Willibede bezeichnet. Es zeigt sich hier eine sehr schöne Durchbildung des spätgermanischen Styles, der Frühzeit des funfzehnten Jahrhunderts angehörig. Bei der grossen Feinheit der Köpfe und dem Adel in der Anordnung der Gewänder ist das Werk zum Abguss für Gypssammlungen, welche den kunsthistorischen Entwicklungsgang an bedeutenden Beispielen vergegenwärtigen wollen, vorzugsweise geeignet. — Dann ist eine Anzahl von Sandsteinsculpturen in der zierlich gothischen Tauf- oder Nikolauskapelle enthalten. Sie sind ziemlich gleichzeitig, einige von ihnen mit der Jahrzahl 1488 datirt, — reich umrahmte grosse gothische Nischen mit Hautreliefdarstellungen, welche letzteren die Geburt Christi, die Verkündigung, die Grablegung, die Auferstehung Christi, den Stammbaum der Maria enthalten. Ihnen reiht sich eine Folge von einzeln aufgestellten sculptirten Gewölbrossetten, so wie der zierlich dekorirte Taufstein an. Alles dies sind Arbeiten einer ehrenwerthen Lokalschule, welche, der allgemeinen Richtung nach, zwischen den Nürnbergern A. Kraft und V. Stoss etwa die Mitte hält. Die Compositionen erheben sich freilich nicht sonderlich über das Herkömmliche, auch die Weise der körperlichen Gestaltung ist nicht eben bedeutend, obgleich einzelne der in den Umrahmungen angebrachten kleinen Heiligenfiguren eine glückliche Auffassung und Behandlung erkennen lassen. In den Gesichtern dagegen ist manches ansprechend Milde, Natürliche, selbst Edle, was einigermaassen an das Wesen der schwäbischen Malerschule erinnert.

Ausserdem befinden sich in der eben genannten Kapelle jene schon in meiner Geschichte der Malerei (zweite Ausgabe, II., S. 167) näher bezeichneten Altarflügelbilder mit Heiligengestalten, die den völlig ausgeprägten romanischen Styl der Malerei um das Ende des zwölften Jahrhunderts in sehr charakteristischer Weise wiedergeben, und die, bei der Seltenheit von Tafelbildern jener Epoche, so eigenthümlich merkwürdig sind. Dagegen haben die Reste alter Wandmalereien im Inneren des Domes — im nördlichen Kreuzflügel, — die meine Geschichte der Malerei (S. 150) ebenfalls aufführt, nur ein untergeordnetes Interesse. —

Einige andre bauliche Denkmäler, wenn auch nur noch in grösseren oder geringeren Resten erhalten, lernte ich auf meinen Spaziergängen und Wandermärschen in den Bergen der Hardt kennen. Ich lasse die Notizen über diese folgen.

Vorzüglich malerisch, ganz nahe bei Dürkheim, ist die Kirche des in einer hohen Thalschlucht gelegenen Dörfchens Seebach. Es war ein

<sup>1)</sup> Das häufige Vorkommen der antikisirenden Karniesform durch die ganze Epoche des romanischen Styles erscheint überhaupt als eine charakteristische Eigenthümlichkeit der mittelrheinischen Bauten.



kleines Benedictiner-Nonnenkloster, gegründet in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts <sup>1)</sup>. Das vorhandene Kirchlein war in der spätestromanischen Zeit begonnen und der viereckige Chor (ohne Absis) mit dem Querschiff und dem Thurm über dem Mittelfelde des letztern in dem Style dieser Zeit ausgeführt; das Schiff war im frühgermanischen Style hinzugefügt. Der Chor und das (durch Mauern abgeschlossene) Mittelfeld des Querschiffes sammt dem Thurme stehen noch, als Kirche des Oertchens dienend; von dem Uebrigen sind nur geringe Reste vorhanden; in den Nordflügel des Querschiffes ist ein Haus hineingebaut. Jene spätromanischen Theile sind höchst elegant behandelt, was, bei dem kleinen Maasse der Gesamtverhältnisse, einen doppelt zierlichen Eindruck hervorbringt. Die Rundbogenfriese und die Lissenen sind fein und geschmackvoll profilirt, ebenso die Basamente. Die Kämpfergesimse der Kreuzpfeiler entsprechen ganz den Gesimsen des Wormser Domes, doch sind auch sie fein behandelt; überhaupt scheint die Architektur des Domes von Worms hier in mannigfacher Beziehung als Vorbild gedient zu haben. Die grossen Bögen, welche über den Kreuzpfeilern den Thurm tragen, sind breit spitzbogig, schon im Gepräge des Uebergangsstyles. Die Gewölbe des Innern sind etwas später. Von den frühgermanischen Theilen sind nur wenig Reste erhalten. In eine rohe Mauer aus später Zeit, die dem ursprünglichen Raume des Mittelschiffes nach der Seite des südlichen Seitenschiffes hin eine grössere Breite gegeben hatte, ist ein zierlich spitzbogiges Portal, im völlig frühgermanischen Charakter eingesetzt. Alle diese Anlagen gehören dem dreizehnten Jahrhundert an; doch fehlt es gerade aus dieser Zeit an allen Nachrichten zur Geschichte des Klosters, so dass bestimmte Daten über den Bau nicht anzugeben sind. — Man kann nicht sagen, dass diese kirchlichen Reste, an die sich die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Umwohner heran- und hineingebaut haben, sonderlich ehrenvoll gehalten seien. Dafür sind ihnen indess bis jetzt alle Leiden einer schulgerechten Restauration erspart, ist ihnen das Beste, — ihre alterthümliche Naivetät, — unverkümmert erhalten geblieben. Das grüne Gesträuch der kleinen Gärten schmiegt sich den alten Ruinen vertraulich an, und der alte Thurm mit seinen acht Arkadenfenstern und den Gesimsen über diesen ragt mit der Würde eines dörflichen Schutzpatrons über die Dächer der Häuser und Ställe zu seinen Seiten empor. Vielfach giebt das Ganze, wenn man von den Höhen auf den Ort zurückblickt, das reinste Bild, dessen Benutzung klugen Architekturmalern bestens empfohlen sein möge.

Ein Paar Stunden von Dürkheim, gen Nordwest ins Gebirge hinein, liegt Hönningen, ehemals ein Augustiner-Mönchskloster, jetzt ebenfalls ein kleines Dörfchen. Das Kloster wurde im Jahre 1120 gestiftet. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war dort, wie aus einem Ablassbriefe des Bischofes Arnold von Semigallien vom Jahre 1255 hervorgeht, eifrige bauliche Thätigkeit. Im Jahre 1569 brannte das Kloster ab <sup>2)</sup>. Von der Kirche des Klosters sind nur noch wenig verbaute Reste vorhanden. Aus einigen, ihrer westlichen Hälfte zugehörigen Stücken geht hervor, dass es

<sup>1)</sup> F. X. Remling, Urkundl. Geschichte der ehemal. Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern, I., S. 168. — <sup>2)</sup> Remling, a. a. O., II., S. 47 ff. J. G. Lehmann, Geschichtl. Gemälde aus dem Rheinkreise Bayerns, I., S. 81.

eine kleine Pfeilerbasilika war; das Kämpfergesims der Pfeiler besteht, eigenthümlicher Weise, aus einem grossen Karnies, mit einigen Plättchen unterwärts und oberwärts; über letzteren der Abacus. Das Portal der Westseite ist mit einiger Eleganz, namentlich in seinem reichgegliederten Kämpfergesimse, gebildet. In einer Scheune sieht man einige Reste des nördlichen Kreuzflügels, unter denen sich ein reichgeschmücktes, horizontal bedecktes Portal auszeichnet. Von den Pfosten desselben ist der eine mit einer bunten Bandverschlingung, der andre mit Blattwerk, beides im streng romanischen Style, versehen. Sie tragen einen grossen Architrav mit einer Reliefsculpturn, zwei biblische Scenen enthaltend: Christus, der dem Volke vom Schiffe aus predigt, und Christus, der zu dem Petrus über das Meer geht; auch diese Arbeit, der es im Einzelnen nicht an guten alten Motiven fehlt, hat noch ein streng romanisches Gepräge. Ueber dem Architrav ist ein schweres Gesims, aus einer hohen Schmiege mit Plättchen bestehend. Dies Portal gehört jedenfalls den ersten Bauten nach der Gründung des Klosters an. Die vorhergenannten Reste der Kirche sind später, — ob aber erst aus der Zeit der erwähnten Unternehmungen des dreizehnten Jahrhunderts, wage ich nicht mit Zuversicht zu sagen.

In geringer Entfernung von der ehemaligen Kirche von Höningen, auf dem Friedhofe, liegt die kleine alte Jakobskirche, in welcher gegenwärtig der Gottesdienst für die Bewohner des Oertchens abgehalten wird. Es ist ein einfaches Oblong mit einfach quadratem Chörlein. Der niedrige Rundbogen, der das letztere vom Schiffe trennt, hat ein aus Platte, Pfühl und Hohlleisten bestehendes Kämpfergesims, den Styl des zwölften Jahrhunderts bezeichnend. Das Portal auf der Nordseite hat einen Architrav mit ganz ähnlich profilirtem Obergesims; darüber eine halbrunde Lünette mit den Spuren ehemaliger Malerei. Die alten, jetzt vermauerten Fenster waren ganz klein und schmal, ihre Halbkreisbögen je aus einem Steine gebildet. Im Chor ist ein später eingesetztes, sehr zierlich profilirtes Rosenfenster, von spätromanischer Art. Seltsam sind, oberwärts an den Ecken des Gebäudes, nach Nord und Süd hinaustretende consolenartige Arme, jenen Aufsätzen ähnlich, welche in den Arkadenfenstern romanischer Thürme über den Kapitälern der Säulchen als Unterlage für den breiteren Mauerbogen angebracht zu sein pflegen. Ich habe für sie keine genügende Erklärung.

Das Städtchen Eisenberg, einige Stunden nördlich von Höningen, bezeichnet, wie sich aus vielfachen Funden ergeben hat, die Stätte eines römischen Standlagers. Die Pfarrkirche hat charakteristische Theile schwer romanischen Styles, dem zwölften Jahrhundert angehörig: die halbrunde Absis und den viereckigen Raum vor diesem, darüber den in mehreren Geschossen schwer aufsteigenden Thurm. Die Einzelformen erinnern an die des eben besprochenen Jakobskirchleins von Höningen. An der Südseite des Schiffes, welches jünger ist und keine Bedeutung hat, ist die Lünette eines verbauten rundbogigen Portales, eben derselben Art, erhalten. — Im Inneren des Altarraumes, in der Nordwand, ist ein Tabernakelschrein von schöner gothischer Formation.

Westwärts von da, gegen den Donnersberg hin, lag das Kloster Rosenthal; die Trümmer der Klosterkirche stossen gegenwärtig an ein grosses wirthschaftliches Gehöft, welches an die Stelle des Klosters getreten ist. Es war ein Cistercienser-Nonnenkloster, gegründet im Jahre 1241, die Kirche

im Jahre 1261 geweiht<sup>1)</sup>. Die erhaltenen Ueberbleibsel gehören aber nicht dieser Epoche, sondern einem Neubau an, der im funfzehnten Jahrhundert ausgeführt ist. Die langgestreckte einschiffige Kirche hatte zwei Räume übereinander: eine Unterkirche für das Volk, deren ehemalige Gewölbdecke noch an den Seitenwänden erkennbar ist, und darüber, bis an den Altarraum vortretend, die Emporkirche für die Nonnen; die Fenster mit spätgothisch geschweiftem Stabwerk und dem charakteristischen Kehlenprofil dieser Spätepoch. Wenn die Kirche hienach überhaupt als ein neues Beispiel jener Doppelkirchen in Nonnenklöstern, auf die neuerlich mehrfach aufmerksam gemacht ist, bemerkenswerth sein dürfte, so gewinnt sie ein zwiefaches Interesse dadurch, dass sie diese Einrichtung noch in so später Zeit lebendig zeigt. Im Uebrigen haben ihre Reste einen grossen architektonischen und malerischen Reiz durch das achteckige Glockenthürmchen, welches sich über dem Giebel auf erkerartigen Vorsprüngen, die an der Aussen- und an der Innenseite emporsteigen, erhebt. Es bildet oben ein offnes Fensterwerk, — acht Fenster, jedes mit einem Stab in der Mitte und mit geschweiften Bogenfüllungen; über den Fenstern geschweifte Giebel mit Blumen. Darüber eine hohe achteckige Spitze mit der Blumenkrönung, massiv und undurchbrochen, was allerdings mit der luftigen Erscheinung der Fenster nicht ganz im Einklange ist. Auch hier, wie bei Seebach, gewinnt das stille Thal durch diese Trümmer, und namentlich durch die zierliche Thurmspitze, einen eigenthümlich anziehenden Charakter, dem Wanderer, der aus den waldigen Höhen hervortritt, ein heitres Willkommen zurufend.

Ich kann diese Notizen nicht schliessen, ohne mein Bedauern darüber auszusprechen, dass die Denkmäler jener Gegend im Ganzen noch so wenig gründliche Bearbeitung empfangen haben und dass namentlich, was auch von Quast in seiner besprochenen Schrift beklagt, das vortreffliche Werk von Geier und Görtz über die Denkmale romanischer Baukunst am Rhein nach seinen ersten Lieferungen ins Stocken gerathen ist. Die letzten Jahre mögen diesem Unternehmen allerdings nicht sehr günstig gewesen sein: tüchtige, gründliche und praktisch behandelte bildliche Aufnahmen dürften jetzt schon ihr Publikum finden. Das freilich möchte bei derartigen Unternehmungen im Auge zu behalten sein, dass bei den blossen Rissen alles Ueberflüssige an Ausdehnung, alle Wiederholung gleichartig fortlaufender Theile füglich vermieden werden kann; die kleinen Abbildungen, welche v. Quast giebt, zeigen es, wie viel sich mit scheinbar Wenigem leisten lässt. Dann aber kommt es auf völlig charakteristische Wiedergabe der architektonischen Profile in grossem Maassstabe und ebenso auf malerische Darstellung der Einzeltheile, ihre körperliche und räumliche Wirkung zu vergegenwärtigen, an: unsre Architekturzeichner sind doch heutiges Tages wohl geübt genug, um auch dergleichen mit aller Treue und zugleich mit denjenigen einfachsten Mitteln zur Ausführung zu bringen, die eben das Wesentliche des Bildes klar zu machen im Stande sind. Ich glaube in der That, dass viele derartige Unternehmungen bei uns nur an ihrer minder praktischen Anlage scheitern. Das mittelrheinische Land würde zu solcher Arbeit wichtigen Stoff gewähren; und wie sich demselben, in der neuen Ausstattung des Domes von Speyer, eine so glänzende künstlerische

<sup>1)</sup> Remling, a. a. O., I., S. 275.

Fürsorge zugewandt hat, scheint es doppelte Pflicht, auch dem Alten, in wissenschaftlich künstlerischer Bearbeitung, diejenige Theilnahme zu schenken, welche die eigentlich nachwirkende ist <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Ich erlaube mir, noch eine Bemerkung rücksichtlich der Baugeschichte des Domes von Speyer beizufügen. Man hat es (nachdem meine Ausführung über dieselbe in No. 2 d. Bl. erschienen war) bedenklich gefunden, dass ich den Nachweisen von Quast's darüber, dass die Afrakapelle nicht die ursprüngliche, dass sie vielmehr an die Stelle einer schon früher vorhanden gewesen Kapelle getreten sei und somit beträchtlich später falle, kein Gewicht beigelegt habe. Meine Gründe sind die folgenden. Es handelt sich darum, dass die neuerlich zum Vorschein gekommene flache Altarnische der Kapelle (an der Westwand des nördlichen Querschiffügels) älter sei, also einen älteren Kapellenbau als den gegenwärtigen voraussetzen lasse. Diese Annahme beruht darauf, dass der Bogen, welcher die Nische zunächst einwölbt, gleich alt mit der darüber befindlichen Wand ist, während ein zweiter unmittelbar über jenem ruhender, die Gewölbkappen der Kapelle tragender Bogen später eingesetzt erscheint. Das Factum wird ohne Zweifel richtig sein. Aber es fragt sich, ob jener erste Bogen schon ursprünglich eine Absis einschloss und ob er nicht zu irgend welchen andern Zwecken ausgeführt war. Sollte es aber wirklich von vornherein die Anlage einer Absis gewesen sein, so ist meines Erachtens noch gar nicht mit Nothwendigkeit anzunehmen, dass sofort auch die dazu gehörige Kapelle erbaut war; dies konnte man vorbehalten haben, und als die gegenwärtige Kapelle dann errichtet ward, konnten sehr füglich Gründe vorhanden sein, einen neuen, zweiten Bogen einzuziehen. (Man konnte z. B. ursprünglich ganz wohl im Sinne gehabt haben, eine ungewölbte Kapelle zu erbauen.) Die Vermauerung des an jener Stelle befindlichen Kryptenfensters beweist noch weniger etwas, da diese einfach schon durch die Mauerverstärkung des Querschiffes bedingt sein konnte. Uebrigens muss ich noch hinzufügen, dass an der Ostseite der Kapelle auch noch eine andre Abnormität ersichtlich wird. Die Eck-Wandsäulen nämlich, welche hier zu den Seiten der Nische stehen, haben ein, von allen übrigen Gesimsen der Kapelle entschieden abweichendes, auffallend roh gearbeitetes Deckgesims, dessen Ausladung auch zu den darunter befindlichen Säulenkapitälern in einem keineswegs geeigneten Verhältnisse steht. Es ist hier somit jedenfalls eine nicht ganz klare Bauführung ersichtlich. Ich kann daher auch nur bei der Ansicht verharren, dass jene Indicien nicht hinreichen, um einen früher vorhanden gewesen Kapellenbau mit irgendwelcher Bestimmtheit annehmen zu können.